

5. Erfahrungsberichte

Sonja Ćurković

Erste Anwendung und Veränderungen des Analyseinstruments zur Ausstellungsanalyse; Museum der Arbeit, Hamburg

Der Besuch im Museum der Arbeit in Hamburg-Barmbek war die erste Station, in der die Museumsanalyse von den Seminarteilnehmern praktisch durchgeführt werden sollte. Nach einem ersten Rundgang ohne spezielle Aufgabenstellung wurden im Plenum die ersten Eindrücke geschildert, die kaum unterschiedlicher hätten sein können. Von großer spontaner Begeisterung und Wohlgefühl innerhalb der Ausstellungsräume bis hin zu negativen Empfindungen wie Desorientierung und Unverständnis bezüglich der Ausstellungssprache waren alle möglichen ersten Eindrücke vorhanden. Die erste Erkenntnis des Tages lautete also: Jeder Besucher hat seine subjektive Wahrnehmung und diese kann von der des nächsten Besuchers bis hin zum Gegenteil abweichen.

Erste Eindrücke – wie ordnen?

Es galt nun, die ersten Eindrücke zu objektivieren und die Gegenstände der Betrachtung analytisch zu erfassen und zu bewerten. Zu diesem Zweck wurde in Gruppenarbeit versucht, je eine Ausstellungsetage in Kategorien wie Struktur, Aufbau, Dramaturgie, Raumwirkung und Objektwirkung zu begreifen und zu beschreiben. Dies gestaltete sich jedoch mehr als schwierig. Mehr noch als der »normale« Ausstellungsbesucher, der ja nicht zwangsläufig das große Ganze einer Ausstellung oder auch nur eines Themas der Ausstellung erfassen muss, sondern sich von seinem Interesse (und bedingt auch durch die Ausstellungsmacher) geleitet durch die Ausstellung bewegt, prasselten bei dieser Unternehmung die vielfältigsten Eindrücke auf jeden von uns nieder. Es schien zunächst unmöglich, in einem kurzen Zeitraum von etwa einer Stunde erfassen und erklären zu können, wie eine Ausstellung (in diesem Fall eine Abteilung des Museums der Arbeit) aufgebaut und strukturiert ist, und dann auch noch die Wirkungsweise auf den Besucher (also auf sich selbst) wahrzunehmen, zu formulieren und für andere nachvollziehbar zu machen. Erschwerend gab es auch in einer Arbeitsgruppe von drei Personen meist drei

Meinungen zu jedem besprochenen Aspekt, so dass man sich ständig mit den anderen zu einigen versuchte und Überzeugungsarbeit für seine Sicht der Dinge leisten oder den eigenen Ansatz in der Diskussion nochmals überprüfen musste.

Überprüfen des Analyseinstrumentariums

Einigkeit herrschte darüber, dass man kaum wusste, womit nun zu beginnen sei, und so tastete man sich vom Anfang der Etage bis zum Ende und besprach ununterbrochen, was an welcher Stelle des Raumes mit dem Besucher passiere, wo er durch etwas gebremst oder beschleunigt würde, welches Objekt durch welche Präsentationsweise besonders in die Aufmerksamkeit des Besuchers gerückt werde etc., dabei immer die verschiedenen Ebenen der Analyse im Kopf wie Dramaturgie und Raumgestaltung, Textebene und Objektpräsentation, nicht zu vergessen die Begriffe der Filmanalyse. Und so wechselte man ständig die analytischen Brillen, um einer möglichst umfassenden Sicht auf die Ausstellung gerecht zu werden und kam bei der Vielfalt von Eindrücken erst spät auf das selbst entwickelte Analyseinstrument zu sprechen. Nachdem bemerkt worden war, dass man dieses kaum beachtet hatte, erwies es sich als schwierig, die im Analyseinstrument vorgesehenen Punkte abzuhandeln, erst recht nicht in der ursprünglich gedachten Reihenfolge. Es lies sich zu jedem Punkt etwas sagen, jedoch erwies sich das Analyseinstrument als zu starr, um eine aussagekräftige und der Ausstellungssituation gerechte Analyse anzufertigen.

Zwar wurden die Einzelthemen und -fragen, die von der Gruppe für die Überschaubarkeit so gut wie möglich komprimiert worden waren, als richtig und für die Analyse wichtig bestätigt, nur musste erkannt werden, dass viele Unterpunkte aus einem der fünf übergeordneten Schwerpunkte (Wer stellt aus? Thema, Raum, Exponat, Besucher, siehe dazu ausführlich die Darstellung des Analysemodells A) auch einem anderen Schwerpunkt zugeordnet werden können bzw. müssen und dass dies wohl von Ausstellung zu Ausstellung unterschiedlich sein würde. So wird im Ausstellungsbereich »Handel und Kontor« des Hamburger Museums der Arbeit die Atmosphäre nicht nur durch die Gestaltung des Raumes geschaffen, so wie im Analyseinstrument zugeordnet, sondern auch durch die Exponate selbst. Die Praxisbereiche, in denen an Geräten aus der thematisierten Zeit um 1900 gerechnet und telegraphiert werden kann, tragen ebenso zu der erlebten Atmosphäre des Besuchers bei und ermöglichen sein Eintauchen in das Ausstellungsthema. Auch durch die Möglichkeit, an verschiedenen Kakaobohnensorten zu riechen und

verschiedene Arten von Kautschukplatten zu betasten, entsteht eine andere Atmosphäre, als wenn nur der Sehsinn angesprochen würde.

Das Analyseinstrument der Gruppe wurde nach diesem anstrengenden und lehrreichen Praxistag inhaltlich nicht verändert (z.B. durch diverse Quer- verweise innerhalb der fünf Schwerpunkte oder durch Erweiterung um neue Punkte). Im Großen und Ganzen wurde es durch diese erste Anwendung – wenn auch etwas mühsam – bestätigt. Es wurde sich innerhalb der Gruppe darüber verständigt, dass die Zuordnung der Unterpunkte, wie z.B. der Analyse der Atmosphäre, im Einzelfall flexibel gehandhabt werden muss, um jeder Ausstellungssituation und -form gerecht werden zu können.

Lina Paulsen

Museum der Arbeit, Hamburg

Nachdem wir den Theorieblock unseres Seminars mit dem Entwurf eines Analysemodells beendet haben, ist die zweite Arbeitsphase der praktischen Anwendung am Objekt »Ausstellung« gewidmet.

Nach kurzer Suche nach dem Eingang betrete ich das Museum der Arbeit. Das Fehlen einer deutlichen Trennung zwischen Kassenbereich, Café, Shop und Ausstellung lässt mich in der großen Halle erst einmal ein wenig orientierungslos und verloren stehen.

Ich fühle mich weder von der Person am Empfang noch von der Raumsituation begrüßt und deswegen gewissermaßen unwillkommen. Meine Unsicherheit wird dabei aber sicherlich auch dadurch verstärkt, dass ich ein wenig zu spät bin und mir unter Zeitdruck den Weg zum Seminar erfragen muss. Es fällt mir insofern schwer, zwischen meiner persönlicher Grundsituation und der Reaktion auf die Ausstellung zu unterscheiden.

Auf unserem betont kurz gehaltenen ersten Rundgang schreite ich entschlossen an Kasse, Café und Shop vorbei in den Ausstellungsbereich. Schon nach wenigen Metern werde ich jedoch von einem großen, klobigen Kasten ausgebremst. Die hermetisch wirkende Vitrine versperrt die Sicht auf den Rest des Raumes und wirkt dabei auf Grund ihrer Massivität wenig anziehend auf mich.

Hinter einem Wald aus Exponaten verweist ein Schild am Ende des Raumes auf einen *Rundgang*, der mich durch ein unscheinbares Treppenhaus ins nächste Stockwerk entlässt – eine explizite Wegleitung, die sich durch Architektur und Anordnung nicht ergibt.

Zum ersten Mal denke ich an das verfasste Konzept und nehme mir vor, es von nun an bewusster anzuwenden, indem ich beispielsweise versuche, die im Konzept benutzten Begrifflichkeiten zu gebrauchen.

Als Erstes fallen mir die unterschiedlichen Bereiche der Zugänglichkeit auf. Werkstätten, in denen Menschen scheinbar unbeachtet des Ausstellungsbetriebs arbeiten, sind durch Glasscheiben von der restlichen Ausstellungsfläche separiert, auf der hauptsächlich alte Maschinen für den Besucher zugänglich, auf kleinen Sockeln präsentiert sind. Die unverhängten Fenster bieten einen Blick auf den Stadtteil Barmbek, der so als ehemaliges Arbeiterviertel (als den ich ihn spätestens nach dem Lesen der Museumsbroschüre einordne) in die Ausstellung integriert wird.

Ich merke, dass ich anfangs, nach einer Ordnung, einem Sinn, einem System zu suchen und frage mich, ob das nur an meiner besonderen Position

als »Ausstellungsanalytikerin« liegt. Bedruckte Kaffeesäcke interpretiere ich als Übergang von den Druckmaschinen zum Kaffee und damit von der Fabrik zum Kontor, dessen Berufsbild hier ausgestellt wird.

Bei diesem ersten Rundgang ist mir aufgefallen, dass ich das entworfene Analysemodell unterwegs kein einziges Mal bewusst angewendet habe und trotzdem viele der angeführten Bausteine und Module benutzt habe.

Wie schon erwartet, entpuppt sich besonders die lineare Herangehensweise, nach dem Vorbild einer literaturwissenschaftlichen Interpretation, als schwierig. Da ständig neue Eindrücke und Assoziationen entstehen, läuft das, was wir als Inhaltsbeschreibung und Analyse getrennt bezeichnet haben, meistens parallel ab.

Durch die Erarbeitung eines Konzeptes und die intensive Beschäftigung mit dem Thema Ausstellung scheint sich aber eine Sensibilität für bestimmte Faktoren herausgebildet zu haben.

Begünstigt durch mein Referatsthema liegt mein besonderer Fokus auf narrativen Strukturen. Die Auslegung der Kaffeesäcke als *Überleitung*, die den Übergang vom Thema Industrie zum Thema Kontor als natürlich und kausal erscheinen lassen soll, ist ein gutes Beispiel. Ich achte besonders auf die Existenz und Art einer Wegleitung und suche überall nach dem »Erzähler«.

Teilweise bedaure ich schon, den unschuldigen Blick für die Ausstellung, zumindest in Teilen, verloren zu haben. Ich wünsche mir den Erfahrungsbericht eines »normalen« Besuchers, um zu wissen, ob ich nicht schon fast paranoid einer Erzählung nachspüre, nur um das im Referat vorgestellte Konzept zu beweisen, oder ob es sich hier um den gewöhnlichen »narrativen Druck« als anthropologischer Grundkonstante handelt.

In der zweiten Arbeitsphase habe ich mich gemeinsam mit meiner Gruppe eingehend mit der Ausstellung im zweiten Stockwerk auseinandergesetzt. Hier verspricht ein (schlecht sichtbarer) Titel die Auseinandersetzung mit Geschlechterbildern in der Arbeitswelt. Mehrere Zeittafeln, die chronologisch gegen den Uhrzeigersinn einmal außen um den Raum herum verlaufen, sollen eine Art Rahmen, Hintergrundwissen und Basis für den Inhalt des Raumes bieten. Schon anhand der hier gewählten Beispiele, Zeitschnitte, Texte, Bilder und Objekte wird klar, dass der Fokus der Ausstellung eindeutig auf der Rolle der Frau liegt.

Den Durchgang behindern teilweise Fotowände, die zu einer »eingeschobenen« Sonderausstellung gehören, was jedoch nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist. Diese scheint weder räumlich noch thematisch in die Ausstellung integriert zu sein.

Mehrere Exponaten aus der Dauerausstellung wurden temporär in eine kleine halbabetrennte Kammer geräumt, wo sie nun eng an eng und recht beziehungslos nebeneinander stehen.

Hier findet sich beispielsweise ein schweres Buch voll mit Erlebnisberichten von Frauen aus dem letzten Jahrhundert.¹ Einen halben Meter weiter wird ein völlig neuer Themenblock aufgemacht, der sich exemplarisch mit dem Leben türkischer Frauen in Deutschland auseinandersetzt.

Interessanterweise wird die Ausstellung hier auf unterschiedlichen Ebenen mehrsprachig. Vier Arbeiterinnen aus einer Fischfabrik werden jeweils mit einem Foto, einer Kurzbiografie und einem selbstgefertigten Gegenstand vorgestellt. Vor der Vitrine liegen Bücher, in denen der Besucher längere Interviews mit den einzelnen Frauen nachlesen kann. Die Exponate erfüllen dabei unterschiedliche Funktionen. Die Fotos der Frauen personalisieren sie für den Besucher und »beweisen« gleichzeitig die objektiv formulierten Lebensläufe darunter. Die Interviews haben ebenfalls eine authentisierende Funktion.² Interviews und Biografien sind auf Deutsch und Türkisch abgedruckt³.

Weitere Inhalte sind: ein Vergleich von Frauenbiografien in Ost- und Westdeutschland⁴, die Entstehung der Kinderkrippen sowie Schweden als Modellland für Gleichberechtigung in der Kindererziehung.

Eine große Eisentafel soll vermutlich als Bindeglied zwischen den Themen fungieren. Hier läuft auf einem Schriftband der dritte Artikel des Grundgesetzes, der die Gleichberechtigung der Frau fordert. Umgeben ist es von

-
- 1 Persönliche Frauenschicksale, die auf rosabeigem Papier mit vergilbten Fotos »beglaubigt« sind, werden unterfüttert mit kultur- und sozialgeschichtlichen Kurzerläuterungen, die ohne Quellenangaben betont sachlich daherkommen und die grau gedruckt einen Absolutheitsanspruch auf Wissen und Objektivität suggerieren. Allein mit diesem Einzelexponat, präsentiert auf einem Wohnzimmertisch vor einem 50er Jahre Sofa, könnte man sich mit Sicherheit über mehrere Seiten befassen.
 - 2 Die selbstgefertigten Stoffartikel: Handschuhe, ein Kopftuch, etc. wirken emotional anrührend und sind gleichzeitig symbolisch zu lesen. Das Kopftuch ist auch als Symbol für den Islam, die gestrickten Wollsachen für die Anpassung an das neue, kalte Deutschland zu verstehen. Stoff und Kleidung sind meist Symbole des Weiblichen. Die Tatsache, dass sie von den Frauen selbst gefertigt wurden, verweist einerseits auf ein traditionelles Weiblichkeitsbild und hat zugleich, gemeinsam mit den Fotos und den Interviews, eine authentizitätsstiftende Funktion. (»Diese Frauen haben wirklich existiert!«). In der musealen Vitrine zum Ausstellungsstück erhoben, erlangen diese persönlichen Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs ein fast mythisches Eigenleben, regen die Phantasie des Betrachters an und könnten jedes für sich auch ohne Foto und Biografie eine Geschichte erzählen.
 - 3 Sicher ein löblicher Gedanke, wenn dies jedoch die Zugänglichkeit für türkischsprechende Menschen vereinfachen soll, stellt sich die Frage, warum der Rest der Ausstellung einsprachig ist. Wenn es hier darum geht, transparent zu machen, dass die Interviews in türkischer Sprache geführt wurden, hätte ich den Einsatz von auditiven Medien, wie er an anderen Stellen erfolgt, passender gefunden.
 - 4 Ebenfalls dargestellt mittels Fotos, Biografien und persönlichen Gegenständen.

unterschiedlichen Beiträgen wie etwa Gehaltsabrechnungen aus einer Fischfabrik, die kommentarlos die Wirkungslosigkeit dieses Gesetzes in der Realität demonstrieren.

Der Subtext der Ausstellung ist überdeutlich und lautet verkürzt: Frauen sind in Berufsleben und Gesellschaft benachteiligt. Frauen leiden.

Auch ohne Angaben zur »Autorenschaft« wird deutlich, dass hier aus weiblicher Position gesprochen wird. Und zwar mit einem vernehmlich pädagogischen und belehrenden Anspruch. Die Ausstellungssprache ist didaktisch.

Auch ohne das zusätzliche Manko einer »eingeschobenen« Sonderausstellung wirkt dieser Teil der Ausstellung überladen. Statt sich einem Thema, einem Erzählstrang ausführlich zu widmen, werden an jeder Ecke neue Geschichten aufgemacht. Es wird der Versuch unternommen, ALLES zu erzählen, Leerstellen möglichst zu vermeiden.

Vielleicht kann man es der Ausstellung zu Gute halten, dass sie so versucht, den unzähligen Problemen gerecht zu werden, denen Frauen in der Arbeitswelt begegnen. Auf der anderen Seite stehen ihre Formelhaftigkeit und gerade der von mit unterstellte Versuch, Leerstellen möglichst zu vermeiden, der Darstellung von Komplexität im Wege. Eine selbstreflexive, vielleicht sogar selbstironische Ebene, die den erst verkrampften, jammernden Ton der Ausstellung brechen könnte, fehlt völlig.

Da ich eine Frau bin, gehöre ich wohl zur erweiterten Zielgruppe⁵. Trotzdem fühle ich mich nicht angesprochen von der Ausstellung. Meine Empfindung hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass ich das Gefühl habe, ungefragt eine Art Lehrsatz indoktriniert zu bekommen, dem ich zwar nicht generell widersprechen würde, der auf mich aber recht plump wirkt. Ich fühle mich bevormundet, intellektuell unterfordert und damit unterschätzt. Hier wird für mich besonders deutlich, wie stark meine persönlichen Empfindungen und Voreinstellungen meine Wahrnehmung und Bewertung der Ausstellung beeinflussen.

Eine positive Ausnahme bildete für mich nur die Großvitrine am Ende des Raumes. Hier sind, scheinbar völlig unsystematisch, Gegenstände arrangiert, die im weitesten Sinne mit dem Thema »Arbeitsplatz Kind« zu tun haben (Barbiepuppen, populäre Kinderbücher, Verhütungsmittel, ...). Fast jeder Besucher wird mindestens einen Gegenstand finden, den er mit seiner eigenen oder der Kindheit seiner Kinder in Verbindung bringen kann und wird so emotional einbezogen. Gleichzeitig wird hier Raum für Assoziationen gelassen.

⁵ Denn diese Ausstellung wird, nach meinen Einschätzungen, Männer kaum ansprechen, was ich für eines ihrer größten Mankos halte.

Die Tatsache, dass die Gegenstände in einer Vitrine arrangiert sind, weißt jedoch auch auf den Ort hin, an dem wir uns befinden, das Museum. Das Milchglas der Vitrine, in das unterschiedlich große Guckfester eingelassen sind, lässt die Ränder des Sichtbaren verschwimmen (ein Verfahren, das im Film oft in Traumsequenzen oder eben in Rückblenden verwendet wird).

Gleichzeitig wird auf diese Art darauf hingewiesen, dass hier eben kein Anspruch auf Vollkommenheit erhoben wird, sondern dass nur punktuell Aspekte eines Themas beleuchtet werden.

Interessanterweise fühlte ich mich bei meinem ersten kurzen Rundgang spontan eher abgestoßen von der Diffusität und emotionalisierenden Erinnerungs- und Rührungsstrategie des Exponats. In der ausführlicheren Auseinandersetzung jedoch empfand ich gerade diese Offenheit und gebündelte Emotionalität, scheinbar bar jedes didaktischen Hintergedankens, als angenehm erfrischend.

Ich denke, dass ich das entwickelte Konzept wahrscheinlich zu keiner Zeit in seinem vollen Umfang angewandt habe. Trotzdem hat es mir unterwegs sowohl unterbewusst als auch teilweise in Form einer bewussten Rückbesinnung generell weitergeholfen, der Ausstellung gegenüber zu treten und die Vielzahl der Eindrücke zu ordnen.

Wichtig für mich war hier auch, dass ich gelernt habe, dass es immer stark abhängig von der Ausstellung selbst ist, welche Werkzeuge, welche Module des Konzeptes sich am besten zu ihrer Analyse eignen.

Als besonders wichtig habe ich hier die Frage nach der Selbstreflexion empfunden. Einerseits meine ich damit die Selbstreflexion in einer Ausstellung, was meiner Meinung nach eines der wichtigsten und interessantesten Themen der Ausstellungsanalyse ist. Andererseits meine ich damit zugleich die Reflexion meiner eigenen Person, meiner Voreinstellung und Grundstimmung, die sich auf den Umgang mit dem Wahrgenommenen stärker als erwartet ausgewirkt hat. Im Großen und Ganzen bin ich erstaunt darüber, wie gut die erarbeiteten Module greifen und wie »natürlich« sie sich schon in die eigene Wahrnehmung eingefügt haben.

Alissa Kalinina

Erfahrungsbericht zur ersten Anwendung der Methode im Museum der Arbeit, Hamburg

Im ersten Ausprobieren des Analysemodells bezogen wir uns auf den abgeschlossenen Teil der Dauerausstellung im Erdgeschoss »Dinge und Dokumente – Alltag im Industriezeitalter«. Bei der Anwendung fiel vor allem auf, dass der Arbeitsprozess der Entwicklung und Vervollständigung eines konkreten und »runden« Instrumentariums viel mit hermeneutischen Verfahren zu tun hat. Während der gesamten Gruppenarbeit mit dem Analysemodell wurde daher immer wieder von der uns zunächst linear erscheinenden Form abgewichen zugunsten neuer Verknüpfungen der einzelnen Analyseschritte. So konnten zum Beispiel das Ziel, die Absicht und die Lesart der Ausstellung aus einem einzigen Arrangement von Exponat, Vitrine, Sockel und Text abgeleitet werden, ohne dabei die übrigen Vitrinen zu beachten. Erleichternd war hierbei die Tatsache, dass alle Vitrinen mit ähnlichen Präsentationsstrategien arbeiteten. Jedoch hat sich die These nicht bewahrheitet, dass die Interpretation bzw. die Kritik einer Ausstellung erst nach dem Absolvieren der einzelnen Arbeitsschritte möglich sei. Es ist auch ein »Quereinstieg« möglich, man sollte aber die einzelnen Aussagen immer wieder im Hinblick auf den gesamten Kontext überprüfen.

Nahezu alle aufgetauchten Fragen im Arbeitsprozess ließen sich von der Komplexität des Mediums Ausstellung ableiten und forderten neue Lösungen im Umgang mit dem Analysemodell. Gleich zu Beginn stellte sich die Frage nach einer möglichst genauen Definition einer Ausstellung, die Frage nach ihrem Anfang und Ende. Entsteht der erste Eindruck erst beim Betreten der konkreten Ausstellung oder schon viel früher, etwa bei dem Betrachten der Ausstellungsplakate oder dem Lesen einer Ausstellungskritik im Feuilleton der Zeitung? Die Frage zog gleich die nächste nach sich: Aus welcher Perspektive soll eine Ausstellung analysiert werden? Das »unbekannte Subjekt« Besucher ist individuell und nicht verallgemeinerbar, Besucher kommen mit unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Vorkenntnissen und werden die verschiedenen Ausstellungsinhalte daher unterschiedlich auslegen, werten und rezipieren. Diese Fragen ließen sich nur bedingt beantworten, boten aber eine neue Herangehensweise an: eine, die von innen nach außen arbeitete. Am konkreten Exponat als Bedeutungsträger im inhaltlichen Kontext konnte man leichter Fragen nach der Ausstellungssprache, der Lesart, dem Inhalt und Konnotationen bzw. Denotationen usw. nachgehen, da Objekte unmittelbar



Abb. 1: Das »Spuckfläschchen« – eines der Exponate im Ausstellungsteil *Dinge und Dokumente* im Museum der Arbeit, Hamburg

mit Besuchern in Kommunikation treten. Die Kommunikationsmittel dazu schienen konkreter und exakter bestimmt werden zu können als die Eingrenzung des Bereichs, in dem eine Ausstellung stattfindet – damit ist nur der räumliche Rahmen gemeint.

Zusammenfassend kann man sagen, dass unser Instrumentarium zur Ausstellungsanalyse in seiner Grundordnung als Modell ein guter Anhaltspunkt war, um vor Ort an der konkreten Ausstellung wichtige Grundschnitte zu machen. Da das Analysemodell jedoch ein systematisiertes und damit idealisiertes Bild eines Vorgehens bei der Ausstellungsanalyse liefert, war es auch immer wieder wichtig, die Singularität jeder Ausstellung zu beachten und sich über die lineare Arbeitsweise, die das Modell anbietet, hinwegzusetzen.

Nina Zenker

Erfahrungsbericht Museum der Arbeit, Hamburg

Ich bin gespannt an diesem Tag aufgestanden, da ich einerseits wusste, dass ein extrem intensives und anstrengendes Blockseminar auf mich zukommen würde, ich mir andererseits aber nur schwer vorstellen konnte, wie sich die folgenden zwei Tage gestalten würden. Aus den Ankündigungen des ersten Seminartermins wusste ich, dass nun ein erster praktischer Teil anstand. Ich konnte mir zu diesem Zeitpunkt kaum ausmalen, wie ich das von uns zuvor entwickelte Instrumentarium nun anwende sollte. Zumal ich erst wieder in das Thema hinein finden musste. Dies gelang aber durch den Aufbau des ersten Tages gut.

Erster Tag

Meine Ankunft auf dem Gelände des Museums der Arbeit empfand ich als sehr positiv. Ich traf vor dem Eingang des Museums einige Kommilitonen, die zwar noch etwas müde, aber gut gelaunt wirkten und mich gleich ansteckten. Alle Menschen, die uns begegneten, waren freundlich, so auch der Herr an der Kasse im Eingangsbereich des Museums. Er erklärte uns den Weg zum Seminarraum, vor dem wir dann auch schon von Angela Jannelli und Thomas Hammacher empfangen wurden. Für den Einstieg ins Thema half es mir, uns erneut in unseren Gruppen zusammzusetzen und unsere Analyseinstrumentarien zu überarbeiten. Hier bemerkte ich, gar nicht allzu weit vom Thema entfernt zu sein und konnte auch wieder schnell unsere Analyseschritte nachvollziehen und in Beziehung zueinander setzen.

Während des Wahrnehmungsspaziergangs durch das gesamte Museum, der zunächst nur als ein Schlendern durch die Ausstellung gedacht war, bemerkte ich, dass ich zwar einen ersten Eindruck von der Ausstellung gewann, aber direkt das Bedürfnis verspürte, mich ausführlicher mit den einzelnen Ausstellungsstationen zu beschäftigen. Ich zwang mich daher tatsächlich, nur umher zu schlendern, anstatt wie gewohnt an vielen Stellen länger zu verweilen. Ich konzentrierte mich bei diesem ersten Rundgang stark auf Text, also auf Überschriften, die mir eine erste Orientierung boten sowie auf die Verknüpfung von unterschiedlichen Präsentationsmedien. Wird ein Exponat nur mit Text erläutert oder gibt es zusätzlich noch Fotos oder Präsentationsvideos? Wie wird der Besucher mit einbezogen? Kann er die Funktion von Maschinen aktiv nachvollziehen, indem er sie zum Beispiel benutzen kann oder erklären sich die technischen Vorgänge nur durch Erläuterungen?

Durch diesen selbstauferlegten Zwang durchschritt ich das Museum etwas unentspannt, da ich nirgendwo zu lange verweilen wollte. Ich bemerkte, dass sich mir so kaum erschloss, was mir durch die Ausstellungen überhaupt vermittelt werden sollte. Daher war ich bei der späteren Diskussion in der gesamten Gruppe ein wenig frustriert, nur wenige Dinge zu diesem Zeitpunkt schon erfasst zu haben. Ich hatte das Gefühl, dass den meisten meiner Kommilitoninnen der Zugang in dieser kurzen Zeit besser gelungen war. Mein Bedürfnis tendierte sehr stark in die Richtung, durch die Reflexion in der Gruppe, eine Bestätigung meiner Erkenntnisse zu erlangen.

Im nächsten Block, in dem wir nun einzelne Stationen der Ausstellung ein erstes Mal mit unseren Instrumenten analysieren sollten, beschäftigte sich unsere fünfköpfige Gruppe mit dem zweiten Obergeschoss. Es störte mich ein wenig, dass wir die gesamte Etage berücksichtigen sollten, denn dies schien mir nur schwer in so kurzer Zeit zu bewältigen. Da sich aber die gesamte Etage auf das Thema: *Frauen und Männer – Arbeits- und Bilderwelten* bezog, leuchtete mir dies ein. So teilten wir jedem von uns eine Station zu. Ich befürchtete, nicht genug Zeit zu haben, alleine alle Punkte unseres Instrumentariums durchgehen zu können und dies sollte sich bewahrheiten. Wir mussten unseren Aufenthalt in der Ausstellung unterbrechen, um unsere ersten Ergebnisse zusammenzutragen und konnten hier leider nicht mehr als eine Inhaltsbeschreibung vorweisen. Somit gelang es unserer Gruppe nicht (im Gegensatz zu den anderen Gruppen), unser Analyseinstrumentarium an diesem ersten Praxistag vollständig anzuwenden. Dies enttäuschte mich. Die Möglichkeit, am nächsten Tag aber nochmals Zeit für die Gruppenarbeit zur Verfügung zu haben, stimmte mich dann wieder zuversichtlich. Mir war es wirklich sehr wichtig, vor der Exkursion ins Ruhrgebiet unser Analyseinstrumentarium zu erproben.

Zweiter Tag

Am Samstag machten wir einen gemeinsamen Rundgang aller Gruppen durch die Ausstellung und diese zwei Stunden waren sehr aufschlussreich. Obwohl wir in der Gruppenarbeit am Tag zuvor über eine Bestandsaufnahme nicht hinausgekommen waren, verdeutlichte sich durch das gemeinsame Diskutieren innerhalb der Ausstellung sehr viel. Mir gefiel sehr gut, wie Thomas und Angela das von uns Studentinnen Analytierte mit Fachbegriffen zur Präsentationsstrategie oder der Ausstellungssprache auf den Punkt brachten. Wahrscheinlich hatte auch das »Sackenlassen« der Erlebnisse des ersten Tages eine positive Wirkung auf den folgenden Tag.

Nach einer langen Mittagspause setzten wir uns dann erneut in den einzelnen Gruppen zusammen und bereiteten die kleinen Präsentationen für die Direktorin des Museums vor. Wir hatten nun kaum noch Probleme, unser Instrumentarium anzuwenden, da während des gemeinsamen Rundgangs schon so viel klar geworden war. Für mich erwies sich das Vorgehen, im ersten Schritt ohne Bewertung zu beschreiben, was ich erlebe und beobachte, und in einem zweiten Schritt zu analysieren, wie dies auf mich wirkt und warum, als sehr handhabbar. Da unser Analyseinstrumentarium kein statisches Modell ist, erlaubte es einen ganz individuellen Umgang, in dem einige Analyse-schritte ausführlicher bearbeitet werden konnten als andere. Wir kamen für den Ausstellungsbereich: *Frauen und Männer – Arbeits- und Bilderwelten*, grob zusammengefasst, auf folgende Ergebnisse: Hier wurde mit einer theatralen Ausstellungssprache eine didaktische Präsentation erarbeitet, in der ein kompaktes Bild von der Positionierung der Frau erschaffen wird. Obwohl auch die Position der Männer angesprochen wird, ist eine Metaerzählung zu erkennen, die sich durch eine feministische Positionierung auszeichnet. Durch diese individuelle Darstellung wird eine Identifikationsstrategie deutlich, die Solidarität und Komplizenschaft verursachen kann.

Zusammenfassend glaube ich, das Analyseinstrument in der Gruppe befriedigend angewendet zu haben. Für mich bleibt jedoch die Frage offen, ob ich dies auch alleine hinbekommen werde, ob sich die einzelnen Schritte alleine wieder so gut nachvollziehen und handhaben lassen. Ich fühle mich noch unsicher, bin aber gespannt, wie sich die Exkursion ins Ruhrgebiet gestalten wird und welche Ergebnisse sie bringt.